

BRUDER ABDULL

mit Eugene Bach

Die Geschichte eines Dschihadisten
aus dem Iran, der von Gnade
überwältigt wurde

KRIEGER GOTTES

✚ Hänssler

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.



© der deutschen Ausgabe 2026
Hänssler in der SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
haenssler.de

Originally published in English under the title: Jihad – The Day I Died: The Story of a Radical Warrior Defeated by Grace © 2024 by Underground Publishing House LTD
Cover by Stone

Die Bibelverse sind, wenn nicht anders angegeben, folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006 R. Brockhaus in der
SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen

Umschlaggestaltung: SCM Verlagsgruppe unter Verwendung der englischen
Originaldaten
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6301-9
Bestell-Nr. 396.301

INHALT

Wie alles begann	7
1 Tod und Leben	9
2 Das Feuer der Hölle	14
3 Der Messias des Islam	20
4 Was ist ein Mann?	26
5 Eintritt in die Armee	34
6 Militärakademie	41
7 Von einer Prostituierten berührt	48
8 Wahre Religion	53
9 Eine explosive Berufung	60
10 Chaos in Teheran	67
11 Staatsfeind	74
12 Jüngster Offizier in der iranischen Geschichte	81
13 Krieg!	89
14 Das Gemetzel	94
15 Eine Geheimeinheit	102
16 Die Skorpioneinheit	108
17 Nächtlicher Überfall	115
18 Absprung bei Nacht	123
19 Der Tag, an dem ich starb	129

20 Auferstehung	135
21 Eine verzweifelte Suche nach Allah	141
22 Ein heiliges christliches Buch	149
23 Begegnung mit Jesus	156
24 Bin ich jetzt Armenier?	163
25 Der Gott der Vergebung	170
26 Wunder	175
27 Verlorene Liebe, gefundene Liebe	183
28 Im Gefängnis	188
29 Für Christus gefoltert	195
30 Verleugne Christus!	201
31 Hinrichtung	210
32 Der Schlächter von Evin	215
33 Jesus in Sektion 8	221
34 Das Evin-Gefängnis	228
35 Ich wähle den Tod	236
36 Mein letztes Abendmahl	243
37 Tag der Hinrichtung	247
38 Die große Flucht	253
39 Heute	260
Anmerkungen	266

WIE ALLES BEGANN

Mein erstes Treffen mit Abdull fand in einem kleinen Café eines Hotels am Athener Flughafen statt. Durch meine fast 25-jährige Tätigkeit in der Mission war mir sein Name natürlich ein Begriff, aber ich hatte noch nie zuvor Gelegenheit gehabt, ihn persönlich kennenzulernen. Nun war ich gebeten worden, mich mit ihm zusammenzusetzen und zu überlegen, ob ich nicht seine Geschichte aufschreiben könnte.

Ich kannte ihn nicht und er kannte mich nicht. Wir arbeiteten beide schon ein Leben lang in abgeschotteten Ländern und waren es gewohnt, Geheimnisse vor Fremden zu verbergen. So war es nur natürlich, dass sich unser erstes Gespräch auf einen Austausch von Nettigkeiten und Geplauder über gemeinsame Freunde beschränkte.

Am nächsten Tag jedoch schlug Abdull vor, gemeinsam in ein abgelegenes Küstendorf zu fahren, um über einem Teller köstlicher Meeresfrüchte die Seeluft zu genießen. Zu meiner Überraschung schweißte Gott bei einer Tasse warmen Tees und kreischenden Möwen um uns herum unsere Herzen zusammen. Wir sprachen stundenlang über unsere Erlebnisse bei Militäreinsätzen am Persischen Golf. Wir tauschten alte Geschichten aus über Bibelschmuggel, heimliche Taufen und so manche Flucht vor der Polizei. Wir erzählten einander von Freunden, die um des Evangeliums willen verhaftet und getötet worden waren.

An diesem Ort öffnete sich Abdull und erzählte Dinge aus seinem Leben, über die er noch nie zuvor gesprochen hatte. Viele dieser Geschichten sind in diesem Buch enthalten. Im Laufe der nächsten Monate kamen wir mehrmals in verschiedenen Ländern zusammen, schrieben seine Geschichte auf und immer wieder um, denn es war uns ein Anliegen, sie so ehrlich und genau wie möglich wiederzugeben.

Ich flog um die ganze Welt und lernte im Laufe der Jahre unzählige Menschen kennen, die mir die unterschiedlichsten Aspekte von Abdulls Geschichte bestätigten. Wegen Abdulls besonderer Lebenssituation, der Art seines Dienstes und seiner im Iran verbliebenen Familienmitglieder mussten einige Namen, Orte, Ereignisse und Zeitabläufe aus Sicherheitsgründen leicht verändert werden.

Ich habe in meinem Leben schon zahlreiche Biografien über moderne Glaubenshelden aus Asien, dem Nahen Osten und Afrika geschrieben, aber diese Geschichte ging mir ganz besonders nahe. Durch meinen eigenen militärischen Hintergrund fand ich einen tieferen Zugang zu ihr als zu allen anderen, mit denen ich zuvor in Berührung gekommen war. Ich kann viele Sinneseindrücke, die Abdull von den Schlachtfeldern berichtet, gleichsam vor mir sehen, sie hören, schmecken und riechen und habe mein Bestes gegeben, diese Erfahrungen auch den Leserinnen und Lesern zu vermitteln. Möge Abdulls Lebensgeschichte jeden Einzelnen von ihnen so berühren, wie sie mich berührt hat. Möge sie Großes bewirken im Leben von Menschen in der muslimischen Welt, die sich ähnliche Fragen stellen wie Abdull vor vielen Jahren.

Möge sie zu den Verlorenen sprechen, die Gebrochenen erreichen und die Verwundeten heilen, mit all der Ehre, die dem Schöpfer und Vater gebührt, der Leben nach dem Tod schenkt.

1

TOD UND LEBEN

Ich habe einen Mann getötet, als ich neunzehn Jahre alt war. Er hatte das Pech, mir auf dem Schlachtfeld zu begegnen. Wenn ich jetzt zurückblicke, war er der Fremde, den ich nie vergessen würde. Ich kannte seinen Namen nicht, aber ich sah seine Familie auf dem Foto, das er mit seiner kalten, erstarrten Hand umklammert hielt. Es hieß, ich hätte mir durch das Töten im Krieg des heiligen Dschihad meine Eintrittskarte in den Himmel gesichert, aber damals – ich war noch ein Teenager –, als ich ihn leblos am Boden liegen sah, empfand ich eine Qual, die eher der Hölle als dem Himmel glich.

Ich versuchte mir einzureden, nur das getan zu haben, wozu ich ausgebildet worden war, aber das half nicht. Eine innere Stimme verurteilte mich. Es konnten noch so viele Stimmen um mich herum beteuern, Töten sei meine Pflicht, sie konnten die innere Stimme nicht zum Schweigen bringen, die etwas anderes von mir forderte. Dieselbe innere Stimme begleitet mich bis heute. Sie braucht keine Worte, um mich anzurühren und mir Orientierung zu vermitteln. Ihre Botschaften haben für mich schon immer Sinn ergeben, auch wenn sie dem widersprachen, was ich von klein auf gelernt hatte.

Normalerweise ist diese Stimme sanft und unaufdringlich, aber an jenem Morgen in der gleißenden Wüstensonne war sie so durchdringend, als würden sich Fingernägel in meinen Schädel krallen. Sie ließ mich nicht wegsehen von dem, was ich getan hatte. Ich kannte den Mann nicht. Er gehörte nicht zu meiner Familie, also hatte ich keinen Grund, seinen Tod zu betrauern. Er und seine arabische Armee waren in mein Land eingedrungen, und ich hätte stolz darauf sein sollen, ihn aufgehalten zu haben. Die Stimme in meinem Inneren aber ließ jede

Genugtuung darüber im Keim ersticken. Stattdessen verdamnte sie mich wegen Mordes.

Der tote Soldat lag auf der Erde und hielt ein altes, zerknittertes Foto in der Hand. Dieses Foto verletzte mich tiefer, als seine Waffe es vermocht hätte. Es war nicht das erste Mal, dass ich einen Menschen getötet hatte, aber er war der erste, den ich wirklich wahrnahm.

Im Staub des Krieges bleibt keine Zeit für Emotionen; was zählt, ist Überleben, aber an diesem Morgen hatte ich Zeit für mehr. Für Besinnung. Trauer. Kummer. Mitgefühl. Meine innere Stimme sorgte dafür, dass ich auf all das hörte.

Mit neunzehn Jahren – das ist nun schon fast ein halbes Jahrhundert her – fühlte ich mich unbezwingbar. Ich war von den besten Männern des Schahs ausgebildet worden, um der Armee, die wir im Iran die *Unsterblichen* nennen, wieder Leben einzuhauchen. Die berühmten Persischen Unsterblichen waren die gefürchtetste militärische Eliteeinheit der antiken Geschichte. Fast zweihundert Jahre lang, von 550 bis 330 vor Christus, besiegten sie die Feinde des Persischen Reiches mit aller Macht, und das Blut ihrer insgesamt zehntausend Mann starken Truppen floss nun durch meine Adern. Ich stand für die Kampfkraft meiner Vorfahren, aber als Muslim stand ich noch für mehr.

Ich war nicht nur eine moderne Version der Unsterblichen Soldaten des Persischen Reiches, sondern auch ein Nachkomme des Propheten Mohammed und Enkel eines Ajatollahs. Ich wandelte in den Fußstapfen der berühmten Muhajirun, der Krieger, die dem Propheten Mohammed in der Hidschra – der großen Auswanderung – von Mekka nach Medina gefolgt waren und später in der Schlacht von Badr im heiligen Dschihad die heilige Stadt Mekka eroberten.

Als Berufssoldat für die Streitkräfte der Islamischen Republik Iran war es meine Aufgabe, tapfere iranische Kämpfer zum Töten anzuleiten – egal wen, egal wann, egal wo. Seit meinem dreizehnten Lebensjahr war ich darin geschult worden, aus Flugzeugen in 350 Meter Höhe

abzuspringen, bei Tag oder Nacht in umkämpften Gewässern zu tauchen und zu schwimmen, eine Reihe unterschiedlicher bewaffneter Kampfpanzer zu bedienen, mit den modernsten Handfeuerwaffen umzugehen, im winterlichen Gebirge meine eigene Nahrung zu jagen, Überlebens- und Ausweichmanöver anzuwenden und plastische Sprengstoffe an Brücken und Tunneln zu platzieren.

Männer, die für den heiligen Dschihad kämpften, gab es in der islamischen Welt überall, wir aber waren anders. Ganz anders. Kämpfer wie der tote Iraker, der vor mir im heißen Sand lag, waren furchtlos, aber nicht geschult. Mit einem Gewehr in der Hand hatte er sich ohne jede Ausbildung zum Töten kopfüber in die Schlacht gestürzt und »Allahu Akbar!« geschrien. Damit hatte er weder sich selbst noch seiner Familie einen Dienst erwiesen. In den Augen seiner Kommandeure war er nichts weiter gewesen als ein warmer Körper, der eine Waffe halten konnte. Doch seinen beiden Töchtern und seiner Frau auf dem Foto, das er in der Hand hielt, hatte er alles bedeutet.

Nach fast fünfzig Jahren treibt mir der Gedanke daran, was seine geliebte Familie verloren hat, noch immer Tränen in die Augen. Ich hasste mich dafür, ihn getötet zu haben. Warum hatte ich das getan? Um von Allah angenommen zu werden? Um mir einen Platz im Himmel zu verdienen?

Ich weiß noch, dass mir damals in meiner Ausbildung in der Armee des Schahs gesagt wurde, es würde mir nicht leidtun um das, was ich verloren hätte, sondern um das, worauf ich nie eine Chance gehabt hätte. Mit anderen Worten, ich würde nicht das bereuen, was ich getan, sondern vielmehr das, was ich nicht getan hätte.

Jetzt, wo ich älter bin, weiß ich, dass das nicht stimmt. Ich bereue, was ich getan habe. Ich bereue es, an diesem Tag den Abzug betätigt zu haben. Ich bereue, dass ich das Leben dieses Ehemanns, Vaters und Sohnes ausgelöscht habe. Ich bereue, dass ich mich von der Leidenschaft, Allah zu gefallen, in den Dschihad führen ließ.

Lange vor meiner Ausbildung zum Soldaten war ich wie mein Großvater zunächst zum muslimischen Geistlichen, einem Ajatollah, ausgebildet worden. Und im Namen des Islam wurde ich in den Krieg zwischen dem Irak und dem Iran geschickt. Der Schah konnte seinen Traum von der Wiederauferstehung der Unsterblichen Soldaten nie verwirklichen. Seine Herrschaft endete jäh im Jahr 1979, als die islamische Revolution die Straßen stürmte und die Kontrolle über die Armee übernahm. Sie wollte dem Iran ihre Version eines unsterblichen Soldaten zeigen – den *Shaheed*, das arabische Wort für »Märtyrer«.

Nach ursprünglichem Verständnis stirbt ein Persischer Unsterblicher nie, weil er jederzeit durch einen anderen Soldaten ersetzt werden kann. Der Islam hingegen versteht unter dem wahren Persischen Unsterblichen einen Soldaten, der im heiligen Dschihad für Allah kämpft. Ein Shaheed ist unsterblich, weil seine Seele für immer im Paradies lebt. Er wird durch den heiligen Krieg erlöst.

Der Koran lehrt: »Und denkt nicht, dass jene, die auf Allahs Weg getötet wurden, (wirklich) tot sind. Nein, sie sind lebendig bei ihrem Herrn und werden versorgt. Sie freuen sich über das, was Allah ihnen aus Seiner Gnaden(fülle) gewährt hat, und empfinden Freude für diejenigen, die ihnen noch nicht gefolgt sind, (im Vertrauen darauf,) dass diese (im Jenseits ebenfalls) weder Furcht empfinden noch traurig sein werden.«¹

Der Koran versichert also denjenigen, die im Dschihad sterben, dass sie keinen Anlass zur Trauer haben. Doch was ist mit denen, die im Dschihad töten? Ist auch ihnen das Paradies versprochen?

Der größte Teil meiner Ausbildung fand in einer Madrasa statt. Dort wurden mir die Lehren Mohammeds und der Koran eingehämmert, aber nichts davon konnte mich an jenem trüben Morgen trösten. Voll Eifer hatte ich diese Lehren auf dem Schlachtfeld mit mir herumgetragen, und nun ließen sie mich im Stich. Damals wusste ich noch nicht, dass ich eines Tages dem Mann folgen würde, der tot vor mir lag.

Zweifellos war er auf den Kampf im heiligen Krieg eingeschworen worden. Auch ich würde in diesem heiligen Krieg einmal sterben. Damals wusste ich noch nicht, dass einmal eine Bombe vor mir explodieren würde. Man würde mich in ein Leichenschauhaus bringen, mir einen Totenschein ausstellen und ich würde erleben, wie mein Geist meinen leblosen Körper verlässt und ins Land der Toten übergeht.

Doch als mein toter Körper im Leichenschauhaus lag, erlebte ich im Himmel keine Freude, sondern ganz im Gegenteil etwas Dunkles und Unheimliches. Einerseits starb ich, andererseits nicht. Mein Körper starb, aber mein Geist lebte weiter, denn er konnte nicht getötet werden. Mein Geist hatte Leben. Das Leben konnte genauso wenig sterben, wie der Tod leben kann. Wie der große Dichter Henry Wadsworth Longfellow es vor vielen Jahren ausdrückte: »Das Leben ist wahr! Das Leben ist ernst! Wenn auch das Grab den Leib aufnimmt – ›Erd' zur Erde, Staub zum Staube‹ ist der Seele nicht bestimmt.«²

Der Dschihad hat mich gelehrt, wie Sterben sich anfühlt, und im Tod begann meine Reise hin zum Verständnis der wahren Bedeutung des Lebens. Das ist die Lektion, die ich nun in höherem Alter weitergeben kann.

2

DAS FEUER DER HÖLLE

»Komm mit«, sagte mein Onkel, nahm mich an der Hand und zog mich hinter sich her durch ein Labyrinth aus weiß verputzten Wänden, hölzernen Türen und glänzenden Marmorböden, die verschwommen unser Spiegelbild zurückwarfen.

»Wo gehen wir hin?«, fragte ich, bemüht, mit meinem Onkel Schritt zu halten.

Er antwortete nicht. Mit meinen vier Jahren kannte ich meinen Onkel schon gut genug, um zu wissen, dass ich vor ihm auf der Hut sein musste.

Mein Onkel war ganz anders als mein Vater. Er trank keinen Wein, machte keine Musik und hatte keine Tattoos. Mein Vater hingegen war mit Tattoos übersät und traute keinem Mann, der nicht Wein und Gebet miteinander verband. Allmählich begann ich zu verstehen, warum.

Mein Onkel zog mich aus dem Haupthaus in den Garten, der sich dahinter erstreckte. Ich stolperte über die kleinen, in den Boden gepressten Kieselsteine auf dem Weg zwischen den großen Blumenbeeten. Es hatte die ganze Nacht und fast den ganzen Vormittag geregnet, aber jetzt heizte selbst die tief stehende Sonne den Boden noch auf. Normalerweise war es ein staubiger Kiesweg, heute aber lag der wunderbare, schwere Duft von feuchtem Kies unter der glühenden Abendsonne in der Luft.

Mich zog es zu dem Haus ganz hinten im Garten, in dem die Familien meines Großvaters lebten. Mein Großvater hatte mehrere Ehefrauen und mit jeder Frau eine eigene Familie. Männliche Familienmitglieder und Besucher hatten dort keinen Zutritt, Frauen und Kinder schon.

In diesem Haus hielt er auch seine zeitweiligen Ehefrauen verborgen. Er stritt niemals ab, dass er sie hatte, sondern schützte sie lediglich vor den Augen von Fremden und anderen Familienmitgliedern. Ich hatte längst den Überblick über diese Frauen verloren, weil sie alle vier bis sechs Monate wechselten, wie es das islamische Recht gestattet.

Seine Ehefrauen auf Zeit waren nur durch einen kurzfristigen Ehevertrag gebunden und hatten das Recht, im Haus meines Großvaters zu wohnen. Keine von ihnen durfte sich vor meinen Onkeln oder anderen männlichen Familienmitgliedern ohne Verhüllung sehen lassen. Deshalb war das Haus ganz hinten im Garten für alle außer ihm und den Kindern tabu.

Mein Onkel riss mich unsanft zurück.

»Du gehst dort nicht mehr hin!«, bellte er.

Ich blickte fragend zu ihm auf. »Warum?«

Er blieb stehen, ich aber konnte nicht rechtzeitig anhalten, sodass ich in ihn hineinlief. Er drehte sich um und sah wütend auf mich herunter. »Weil es *haram* ist!«

»Haram?«, fragte ich nach. Ich wusste zwar, was *haram* bedeutet, aber nicht, warum es auf mich zutreffen sollte. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, dass es das Beste war, den Mund zu halten. Denn wer Fragen stellt, läuft Gefahr, missverstanden zu werden. Eine Fehlinterpretation kann als Beweismittel dienen und im Iran sogar die Todesstrafe nach sich ziehen. Als Kind wurde mir eingeschärft, dass Schweigen immer die beste Option sei, aber in diesem Fall beschloss ich, trotzdem nachzuhaken.

»Ja, *haram*. Es ist verboten. Du darfst nicht mehr mit deinen Cousinen spielen, weil es *haram* ist.«

Das war seine einzige Erklärung. Er ging unbeirrt weiter und zog mich mit sich. Ich stolperte hinter ihm her und versuchte, jeden seiner langen Schritte mit drei eigenen wettzumachen.

Vermutlich hatte ich einer meiner Cousinen etwas Schlimmes angetan und wurde nun dafür bestraft. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, was ich falsch gemacht haben sollte, aber ich wollte mich unbedingt entschuldigen.

Schon von Weitem sah ich ein Zelt, in dem ein Feuer brannte. Offenbar war es für eine besondere Zeremonie aufgeschlagen worden. Drinnen war mein Großvater mit seinen vier Frauen und ihren Kindern, dazu Tanten, Onkel, Cousins und Cousinen. Alle Augen waren auf mich gerichtet.

»Komm herein, Abdull«, hörte ich die Stimme meines Großvaters über das Feuer hinweg. »Wir warten schon auf dich.«

Meine Schritte wurden zögerlich, fast schleppend. Ein paar meiner Cousins und Cousinen, die Fangen gespielt hatten, blieben wie angewurzelt stehen. Das Holz im Feuer knackte und knisterte. Rot und orange schlugen die Flammen hoch in die dünne Abendluft und verloren sich im Dunkel.

Ich erhaschte einen Blick auf meine Eltern rechts hinten in der Ecke. Doch sie kamen nicht auf mich zu. Still und andächtig standen sie da, beide in feierlichem Schwarz gekleidet. Ich suchte den Blick meines Vaters. Mit einem Kopfnicken bedeutete er mir, mit meinem Onkel zu meinem Großvater hinüberzugehen, der auf der anderen Seite des Feuers saß.

Als er aufstand, erhoben sich auch alle anderen. Niemand blieb sitzen, wenn mein Großvater aufstand.

Augenblicklich versammelten meine Tanten ihre Kinder um sich, weg vom Feuer in der Mitte.

Mein Großvater war eine stämmige, imposante Erscheinung. Sein mächtiger grauer Bart reichte über den Hals bis auf seine breite Brust. Schlupflider verdeckten seine dunklen Augen fast zur Hälfte, und seine markante, pockennarbige Nase dominierte sein Gesicht. Jeder, der ihm begegnete, hatte Angst vor ihm. Er war ein Ajatollah.

Der Titel *Ajatollah* ist den höchsten islamischen Geistlichen im Iran vorbehalten. Muslime vertrauen geradezu blindlings darauf, dass ihre religiösen Führer, die Ajatollahs, ihnen zeigen, was Allah von ihnen erwartet. Das Wort bedeutet wörtlich »derjenige, der Allah zeigt«. Demnach sind Ajatollahs Zeugen Allahs. Das heißt, wer einen Ajatollah sieht, sieht Allah.

Als Ajatollah war mein Großvater der oberste islamische Führer für unsere Provinz im Iran. Er trieb die Steuern von den Menschen ein, erließ Gesetze und entschied in Gerichtsverfahren. Mit eiserner Faust herrschte er über die Gemeinde. Er setzte die Worte und Taten Allahs um, wie sie der Prophet Mohammed verfügt hatte. Die Menschen in unserer Heimatstadt sahen in meinem Großvater so etwas wie die Reinkarnation der Lehren des Propheten Mohammed, als wäre mein Großvater frei von Irrtum oder Sünde, unfehlbar in allem, was er tat.

Ich stand nun einfach nur da, beobachtete ihn und wartete auf irgendein Zeichen, unsicher, was ich denn jetzt tun sollte. Es war mir auch ein Rätsel, warum alle so düster dreinschauten, als ob jemand gestorben wäre. Ich nahm zwar alle im Raum wahr, hatte aber keine Ahnung, wozu ich hier war oder was als Nächstes passieren würde.

»Abdull, du bist heute hierhergekommen, um die Tradition deiner Väter und Vorväter fortzusetzen«, begann mein Großvater förmlich wie immer. Alle Blicke waren auf mich gerichtet, auch die der Frauen meines Großvaters, die ich nicht kannte. Alle Kinder standen regungslos da. Ich wusste nicht, was vor sich ging, aber es war mir klar, dass dies kein Spaß werden würde. Ich hatte meinen Großvater ohnehin noch nie lächeln oder scherzen sehen. Seine Miene war immer ernst. Todernt.

»Von heute an bist du kein Kind mehr, sondern ein Schüler Mohammeds, und du wirst deine Ausbildung beginnen.«

Der Gesichtsausdruck meines Onkels, der unmittelbar vor meinem Großvater stand, schwankte zwischen Einschüchterung und

Ohnmacht. Mein Großvater redete weiter, aber meine Gedanken verschwammen, als mein Onkel meine Hand drückte und sie in Richtung der Flamme zog.

Mit der linken Hand griff er in das Feuer und zog einen langen, rot glühenden Holzstab mit heftig prasselnden Flammen an seinem Ende heraus.

Panisch versuchte ich, mich loszureißen, aber wie eine Schlinge, die sich immer mehr zuzieht, schnürte sich der Griff meines Onkels fester und fester um mein kleines Handgelenk. Voller Angst vor den Flammen wich ich zurück, aber es war bereits zu spät. Mein Onkel riss mich so ruckartig nach vorne, dass ich das Gleichgewicht verlor und der brennende Stab im nächsten Moment meine Hand berührte.

Ich kreischte und machte einen Satz nach hinten, doch zart, wie ich gebaut war, hatte ich keine Chance, dem Griff meines Onkels zu entkommen. Meine Handfläche schloss sich reflexartig um das Ende des Stocks und öffnete sich dann ebenso schnell wieder, sodass mein Onkel die Flamme noch tiefer in meine Hand drücken konnte.

Ich warf den Kopf zurück, schrie aus vollem Hals, atmete die rauchige Luft ein. Gebeutelt von Schmerz presste ich die Ellbogen an meinen Oberkörper, ging auf Zehenspitzen und flehte um Gnade. Gequält schleuderte ich den Kopf nach unten und rief nach meiner Mutter. Sie reagierte nicht.

Die Augen meines Onkels leuchteten vor hämischer Bosheit. Er hatte keine eigenen Söhne. An seine Töchter konnte das Priesteramt unserer Familie nicht vererbt werden. Somit war ich als ältester Enkel der Nächste in der Reihe der Ajatollahs. Es fühlte sich an, als wollte er mir ganz persönlich Schmerz zufügen.

»Merkst du, wie heiß das ist? Ich schwöre dir, die Hölle ist noch eine Million Mal heißer und hundert Millionen Mal schmerzhafter. Wenn du Allah irgendwie verärgerst oder gegen die Lehren des Propheten

Mohammed aufbegehrt, wirst du noch schlimmere Schmerzen spüren als diese!«

Endlich ließ er meine Hand los. Sofort drückte ich sie an die Brust und weinte hemmungslos. Ich wollte mich umdrehen und zu meiner Mutter laufen, aber mein Onkel packte mich am Nacken und zog mich zurück. Er zwang mich, ihn anzusehen, und fuhr fort: »Nicht nur du. Wenn du dich gegen Allah versündigst, wirst du deine ganze Familie in die Hölle schicken, sie alle werden leiden. In Sure 22,19 heißt es: ›Für diejenigen nun, die ungläubig sind, werden Gewänder aus Feuer zugeschnitten; über ihre Köpfe wird heißes Wasser gegossen³«, zitierte er aus dem Koran. »Sie alle werden im Feuer der Hölle leiden, wenn du dich gegen Allah wendest.«

Sofort fiel mir meine Mutter ein und ich malte mir aus, was mit ihr geschehen und wie sie leiden würde. Ich wusste nicht, wer Allah war, aber ich hatte Angst. Die Brandwunden an meiner Hand heilten allmählich, die Erinnerung an diesen Tag aber hatte sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.